

Über Psychoanalyse und lesbische Sexualität

Maximilian Römer im Gespräch mit Victoria Preis, Aaron Lahl und Patrick Henze-Lindhorst

Maximilian Römer (MR): Euer Symposium *Psychoanalyse und lesbische Sexualität* an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU) liegt nun knapp ein Jahr zurück¹ – wie blickt ihr mit diesem Abstand heute auf eure Veranstaltung zurück?

Patrick Henze-Lindhorst (PH-L): Mit ein bisschen mehr Distanz betrachtet, kommen mir die Wogen während des Symposiums kleiner vor, als sie sich während der beiden Tage in den Wortbeiträgen und in unserer Anspannung zeigten. Jedes Mal, wenn wir erneut über die Tagung ins Gespräch kommen oder man sich nochmals mit dem einen oder anderen Vortrag beschäftigt, wird die Dringlichkeit, mit der diskutiert wurde, aber wieder ziemlich schnell nachvollziehbar. Es gibt so wenige Veranstaltungen zu lesbischer Sexualität und dann noch zu ihrer Bedeutung in der Psychoanalyse – allein deswegen ist klar, dass das keine nur sachlichen und nur ruhigen Diskussionen werden konnten.

Victoria Preis (VP): Kurz nach der Tagung hat uns allen der Kopf geraucht und wir haben uns gefragt, ob wir uns mit der Tagung etwas übernommen haben. Aber wir haben ja nun in unserem Buch versucht², die damaligen Spannungen abzubilden, was uns, glaube ich, gelungen ist. Von daher bin ich aus heutiger Sicht ganz froh, dass wir die Tagung gemacht haben und freue mich auch über das Buch. Insgesamt bringt es, wie Patrick schon sagt, das Thema lesbische Sexualität und Psychoanalyse mehr ins Bewusstsein und wir haben damit eine notwendige Diskussion in der Psychoanalyse angestoßen.

MR: Bereits 2018 hattet ihr unter der Überschrift „(Homo) Sexualität und Psychoanalyse“ an der IPU eine Tagung veranstaltet, aus welcher auch euer erster Sammelband *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*³ hervorgegangen ist. Was hat euch dazu bewegt, eine weitere Tagung mit dem Fokus auf weiblicher Homosexualität durchzuführen?

VP: Unsere erste Tagung beschäftigte sich v.a. mit der männlichen Homosexualität. Das lag einerseits an unserem Wunsch, Martin Dannecker zu ehren. Andererseits ist das aber auch ein bisschen „passiert“. Die schwule Sexualität liegt mehr im Fokus, sobald man sich in der Psychoanalyse mit Homosexualität beschäftigt. Es gibt, das sagen wir ja auch in unserer Einleitung, sehr wenig psychoanalytische Literatur zu lesbischer Sexualität. Diese Fokussierung wurde auf der ersten Tagung vom Publikum

zu Recht kritisiert und wir sahen darin einen guten Anlass, ein zweites Symposium zu organisieren.

MR: Gab es Unterschiede in der Vorbereitung beider Tagungen und falls ja, wie haben sich diese in den Recherchen zu den Themen gezeigt?

PH-L: Die erste Tagung zu Homosexualität und Psychoanalyse im Januar 2018 ging aus unserem Kennenlernen als Arbeitsgruppe hervor: wir wollten uns, ausgelöst durch die Beschäftigung mit Martin Danneckers Theorie, einerseits aktuelleren psychoanalytischen Ansätzen zur Homosexualität widmen. Andererseits stellten wir unsere Überlegungen bewusst in jener Tradition Danneckers und des 2006 eingestampften Instituts für Sexualwissenschaft in Frankfurt am Main mit Herbert Gschwind, Sophinette Becker und Reimut Reiche an. Durch Dannecker als Theoretiker und Schwulenaktivisten fokussierten wir uns auf männliche Homosexualität. Nach dem Erfolg dieser Tagung und unserer Lust am Thema beschlossen wir, uns als nächstes Projekt mit der lesbischen Sexualität zu befassen.

Aaron Lahl (AL): Doch das entpuppte sich als schwieriges Unterfangen. Wir mussten feststellen, dass tatsächlich nur sehr wenige psychoanalytische Arbeiten zur lesbischen Sexualität existieren, v.a. im deutschsprachigen Raum. Keine Theorie, keine Fallgeschichten – bis auf wenige Ausnahmen, die aber auch schon zumeist ein paar Jahrzehnte alt sind, wie die Arbeiten Eva Poludas oder Barbara Gissraus. Optimistisch könnte man sagen, die weibliche Homosexualität wurde im Zuge ihrer offiziellen Entpathologisierung auch entproblematisiert, weshalb sie weniger zum Thema gemacht wird. Uns scheint allerdings wahrscheinlicher, dass hier eine altbekannte Form von Abwehr durch Ignoranz am Werk ist.

MR: Wer euer Symposium besucht hat, erinnert sich gewiss noch an die intensiven Diskussionen. In eurem Buch sprecht ihr von einem „turbulenten Verlauf“, andere Autor_innen erinnern die „angespannte Atmosphäre“ der Tagung oder sprechen von einer „aufgeheizten, explosiven Stimmung“.

PH-L: Das stimmt und ist wie gesagt auch das, was man am besten erinnert. Allerdings muss man auch hervorheben, dass fast alle Anwesenden die komplette Tagung überblieben und miteinander diskutierten. Es gab also weniger einen Eklat als vielmehr eine echte diskursive Reibung.

MR: Wenige Wochen nach dem Symposium folgte via Mail ein Call for Comments an alle Teilnehmer_innen des Symposiums. Was hat euch dazu bewogen?

VP: Auf der Tagung wurde, prominent von Manuela Kay, aber von vielen anderen auch, kritisiert, dass die Referent_innen zu wenig Ahnung von lesbischer Sexualität und Praxis hätten. Es gab auch den Vorwurf eines nach wie vor zu pathologischen Blicks auf lesbische Sexualität. Auch wurden wir für die Konzeption der Tagung teils heftig kritisiert. Wir konnten der Kritik an manchen Stellen zustimmen, zumal wir ja selbst Schwierigkeiten hatten, aktuelle Literatur zum Thema zu finden. Im Anschluss an die Tagung dachten wir dann, dass wir den Unmut und die Kritik unbedingt abbilden wollten, weil es ja zur aktuellen Debatte um lesbische Sexualität in der Psychoanalyse dazu gehört. Außerdem hatten wir das Gefühl, dass es viele jüngere Teilnehmer_innen gab, die Aktuelles zum Thema zu sagen hatten. Auch denen wollten wir die Möglichkeit geben, sich zur lesbischen Sexualität zu äußern, auch weil damit diese Publikationsleerstelle gefüllt und die Debatte lebendiger wird.

MR: Den Auftakt eures Sammelbandes stellt ein historischer Abriss der Beziehung von Psychoanalyse und weiblicher Homosexualität dar. Gibt es dabei Kontinuitäten, die sich wie ein roter Faden durch die historische Entwicklung ziehen? Und konntet ihr bedeutsame Brüche identifizieren?

AL: Sicherlich gibt es einige Dauerbrennertheoreme in der psychoanalytischen Beschäftigung mit der lesbischen Sexualität, zum Beispiel den Männlichkeitskomplex, die Fixierung an die Mutter oder die narzisstisch-reparative Selbstvertauschung: „Sie liebt ihre Partnerin so, wie sie von ihrer Mutter geliebt werden wollte“. Diese Theoriefiguren finden sich schon bei Freud und sie wurden seither in verschiedene psychoanalytische Idiome übersetzt. Runtergebrochen könnte man auch sagen: Die Lesbe schafft es nicht zur Weiblichkeit, sie schafft es nicht zur Vater-/Männerliebe und sie schafft es nicht, jemand anderes zu lieben als sich selbst. Diese Themen sind bis in die 90er Jahre geradezu Konstanten. Dem zugrunde lag natürlich immer ein heteronormativer Entwicklungsplan. Doch bei aller Kontinuität: Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den Texten Freuds oder Helene Deutschs aus der Zwischenkriegszeit und den schäumend-lesbenfeindlichen Arbeiten eines Charles Socarides aus den 60er Jahren. In der Frühphase gab es noch eine Art Kräftegleichgewicht zwischen Offenheit und Neugierde auf der einen und Bestrebungen zur Pathologisierung der Homosexualität auf der anderen Seite. Freuds Ausspruch, dass die Psychoanalyse „nicht dazu berufen“ sei, „das Problem der

Homosexualität zu lösen“⁴, ist charakteristisch für eine zugleich ambivalente und vorsichtige Haltung. In den darauffolgenden Jahrzehnten hat sich das geändert – geradezu spiegelverkehrt zur gesellschaftlichen Liberalisierung. Viele Autorinnen und Autoren der Nachkriegszeit fühlten sich tatsächlich „berufen, das Problem der Homosexualität zu lösen“ und dieses Motiv nahm gegenüber allen anderen Überhand.

Auf eine frühe Ambivalenz folgt also in unserer historischen Skizze eine lesbenfeindliche Hochphase, die – samt Ausschluss lesbischer Bewerberinnen von der psychoanalytischen Ausbildung – bis in die 1990er Jahre reichte. Erst dann gab es einen wirklichen Umschwung und theoretische Neuanfänge im Nachdenken über lesbische Sexualität, zum Beispiel bei Eva Poluda und Barbara Gissrau (die leider 2008 verstorben ist).⁵ Bei Gissrau kann man dann sogar einige klassische Themen unter umgekehrtem Vorzeichen wiedererkennen. Aus der frühen Mutterfixierung werden bei ihr entwicklungsfördernde homoerotische Mutter-Tochter-Erfahrungen und aus dem Männlichkeitskomplex ein autonomes und widerständiges Verhalten gegenüber patriarchalen Rollenzwängen. Doch die Arbeiten Gissraus scheinen uns wiederum auch nicht unproblematisch, weil sie die Mutter-Tochter-Beziehung geradezu idealisiert. Es gibt da viel Interessantes zu diskutieren und auszuschöpfen. Leider hat man das nicht gemacht, denn bis auf wenige Ausnahmen – insbesondere das kontroverse Werk Manuela Torellis – herrschte in den letzten Jahren die eben beschriebene Dürreperiode.

MR: Die Homophobie der Psychoanalyse im Allgemeinen und die Lesbenfeindlichkeit im Besonderen wird in einer Vielzahl der Beiträge eures Sammelbandes betont. Herbert Gschwind spricht von einem „Trümmerhaufen psychoanalytischer Psychopathologisierung der Homosexualität und damit der Homosexuellen“.⁶ Wie sieht es aktuell aus?

VP: Etwas zur aktuellen Lage zu sagen, finde ich gar nicht so leicht. Homosexuellenfeindliche Positionen werden nicht mehr öffentlich geäußert, und zum Glück sind diese Positionen auch nicht mehr sagbar. Auf der anderen Seite weiß man dadurch natürlich nicht, wie es hinter den Kulissen aussieht. Ich denke, es ist wichtig zwischen Theoriebildung, Ausbildungssituation und psychoanalytischer Praxis zu unterscheiden. Die Theoriebildung in diesem Bereich fokussiert derzeit beispielsweise auf die Kritik an heteronormativen Konzepten und spezifische Übertragungskonstellationen zwischen etwa lesbischer Psychoanalytikerin und heterosexueller Analysandin und auf Queere Psychoanalyse. Vergleicht man die derzeitige Ausbildungssituation mit 1992, als Udo Rauchfleisch eine Umfrage gemacht hat und von 34 Instituten 27 eine mehr oder weniger ablehnende Haltung gegenüber homosexuellen Kandidat_in-

nen hatten⁷, so hat sich die Situation heute entspannt. Aber ich kenne auch nicht viele lesbisch geoutete Psychoanalytikerinnen, was wiederum darauf verweisen könnte, dass es sicherlich noch dauert, bis Homosexualität wirklich als gleichwertig empfunden wird. Ich könnte mir aber auch vorstellen, dass sich das in den kommenden Psychoanalytiker_innengenerationen ändert. Wie es in den psychoanalytischen Praxen aussieht, weiß ich nicht. Da bekommen wir natürlich keinen Einblick.

MR: Eine Vielzahl der Überlegungen und Thesen aus Manuela Torellis Eröffnungsvortrag⁸ sind bereits während des Symposiums seitens des Publikums zurückgewiesen worden. Torelli wurde dabei mit heftiger Kritik begegnet. In deinem Beitrag „Penisneid und gewähltes Trauma“ kommentierst du, Aaron Lahl, die Arbeit von Torelli. An welchen Stellen setzt dabei deine Kritik an?

AL: Am Penisneid und am gewählten Trauma. Torelli versucht in ihrem Buch ja, basierend auf einigen Telefoninterviews mit lesbischen Frauen, typische Konfliktmuster in der lesbischen Sexualität herauszuarbeiten. Sie nimmt an, dass die Verarbeitung der Penislosigkeit – und damit zusammenhängend: der Unfähigkeit, mit der Partnerin ein Kind zu zeugen – eine schwierige Entwicklungsaufgabe für Lesben sei, an der einige scheitern. Nun springen beim Wort Penisneid sofort einige feministische Alarmsirenen an – verständlich, denn viele denken hier an die Doktrin von der Minderwertigkeit der weiblichen Genitalien. Doch das scheint mir tatsächlich ein Missverständnis. Torelli geht es nicht um die Superiorität des Penis, sondern um die allgemeine Konflikthaftigkeit von Geschlecht mit ihren verschiedenen mehr oder weniger symptomatischen Bearbeitungsmodi, die selbstverständlich auch bei Männern zu finden sind: Vaginalneid, Gebärneid, oder eben gelungenes Abtrauern geschlechtlicher Omnipotenzphantasien. Dass auch Männer Mängelwesen sind, ist bei Torelli mitgesetzt, aber für die Bearbeitung von Fragen zur lesbischen Sexualität sekundär. Kurzum: ich würde Torelli in diesem Punkt gegen viele der häufig undifferenzierten Kritiken verteidigen, wenngleich sie ihre Gedanken nicht sehr gut kommuniziert.

Anders liegt die Sache für mich beim *chosen trauma*. Ich habe mir dafür Torellis Buch *Psychoanalyse lesbischer Sexualität* (2008) noch einmal näher angeschaut und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass sie diese Kategorie einigermaßen konfus verwendet. Es gibt bei ihr ein Moment von (Sub-)Kulturkritik: sie problematisiert, dass in einigen Szenekontexten ein undifferenziertes und projektiv aufgeladenes Bild von aggressiven Männern herrsche, und dass dieses Bild dazu diene, die eigene Triebhaftigkeit und Aggressionen zu verleugnen, mit der potentiellen Konsequenz sexueller Lustlosigkeit. Sicherlich provokant, aber

mir leuchtet das ein. Dann aber verwendet sie die Kategorie des *chosen trauma*, wenn sie über falsch erinnerte (d.h. konstruierte) Übergriffe spekuliert und von realen Missbrauchserfahrungen spricht, die Frauen oder sogar Mädchen selbst provoziert haben sollen. Hier entgleisen ihre Interviewinterpretationen und ihre Schlussfolgerungen. Ich argumentiere in meinem Kommentar, dass die Kategorie des gewählten Traumas im Kontext einer psychischen Verarbeitung von realen inzestuösen Missbrauchserfahrungen, nicht angemessen ist. Übrigens haben viele, die Torellis Werk wohlwollend durchgesehen haben – Poluda, Rohde-Dachser, Sigusch und andere – dieses eigentlich doch ins Auge stechende Problem übergangen. Ein Stück weit trifft das auch auf uns selbst zu. War man vielleicht nachlässiger, weil Torelli lesbisch ist?

MR: Ilka Quindeau befragt in ihrem Beitrag die Relevanz und Notwendigkeit der Kategorisierung des Sexuellen: Muss und soll in der theoretischen Betrachtung Homosexualität von Heterosexualität unterschieden werden? Eine Frage, welcher auf dem Symposium mit heftiger Kritik begegnet wurde. Wie steht ihr zu Quindeaus Ausführungen?

AL: Wir widersprechen ihr allein durch Thema und Titel unseres Buches. Aber ich denke, man muss die Ebenen hier trennen. Auf der Ebene einer notwendig abstrakten metapsychologischen Konzeptualisierung finde ich ihr Argument durchaus überzeugend. Monika Gsell und Markus Zürcher haben in einem Aufsatz für die *Psyche*⁹ einmal einen faszinierenden Versuch unternommen, Freuds Bisexualitätstheorie in triebtheoretischen Begriffen auszubuchstabieren. Da geht es dann nur noch um aktive und passive Triebziele und anatomische Ausstattungen, die dafür mehr oder weniger gut verwendet werden können. Die Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität wie überhaupt die Begriffe männlich und weiblich (deren Bedeutungslosigkeit für die Triebtheorie Freud selbst hervorgehoben hat) kommen hier nicht vor, beziehungsweise erst als etwas später kulturell Draufgeschraubtes und Problematisches. Ähnlich denkt sich das auch Quindeau, wenn sie von einem geschlechtsübergreifenden Modell der menschlichen Sexualität spricht und da gehe ich, da gehen wir mit. Reimut Reiche nannte das einmal die „*Gleichheit* im Es“.¹⁰

Auf einer anderen Ebene liegt nun aber die Frage, ob es so etwas wie ein lesbisches Tribschicksal bzw. lesbische Tribschicksale gibt, typische Entwicklungsmuster. Quindeau verneint das, weshalb sie nicht nur auf einer Grundlagenebene, sondern allgemein für ein Aufgeben der Kategorien Homo- und Heterosexualität in der psychoanalytischen Theoriebildung plädiert. Diese Ansicht teilen wir wiederum nicht. Wir glauben, dass es bei all der Vielfalt, Fluidität und Historizität des menschlichen Be-

gehens durchaus so etwas wie ein zur spezifischen Form geronnenes lesbisches Begehren gibt – so wie ja auch lesbische Lebenswelten aufgebaut wurden, die zum Teil Materialisierungen dieses Begehrens sind. Es geht uns dabei nicht darum, ein starres Entwicklungsschema oder eine Typologie wiederaufzustellen, sondern wir möchten den Raum für eine Diskussion öffnen, die sich verstehend und neugierig auch mit dem Spezifischen an der lesbischen Sexualität befasst. Ich sehe wenig damit gewonnen, sich eine solche Diskussion zu verbieten.

Man kann das Ganze auch anhand dieses großen Begriffs der Identität diskutieren. Quindeaus queertheoretischen Ansatz könnte man dann in dem Lager verorten, das Identität prinzipiell problematisiert. Sätze wie „Ich bin ein Mann“ oder „Ich bin eine Lesbe“ sind dann immer Ausdruck von Abwehr und Nicht-Zulassen des Fluiden, der Ambiguität und so weiter. Im gegenüberliegenden Lager wären solche Ansätze, die das Aneignen einer Identität – Integration, Synthese – als wichtige Entwicklungsaufgabe begreifen. Diese Sichtweise hat insbesondere in der Ich-Psychologie zu sehr normativen Theorien und Praxen geführt, weil dort nämlich vorgesetzt wurde, wie die „richtige“ Identität auszusehen hat: geschlechtsrollenkonform, heterosexuell und mit Kinderwunsch. Man hat also guten Grund, den Begriff der Identität sehr prinzipiell auf den Prüfstein zu legen. Ich persönlich glaube, Identität ist beides: einerseits eine Abwehrphantasie, andererseits aber potentiell auch das Produkt der integrierenden Erkenntnis über das eigene Trieb- und Lebensschicksal, das eigene Gewordensein – zum Beispiel im Prozess des Coming Out. Ich denke mit dieser doppelten Bedeutung des Identitätsbegriffs im Kopf sollten wir auch an die Frage einer lesbischen Identität herangehen.

In der *queer theory* tut man häufig so, als läge jetzt alles daran, die Fluidität des Begehrens zu betonen, um damit alle Identitäten und Kategorien aufzulösen. Ich möchte da zu bedenken geben, dass der Gedanke einer Fluidität des Begehrens – gerade, wenn man ihn zu einem Ideal erhebt – genauso ein Abwehrkonstrukt und sogar normativ werden kann. Wenn ich beispielsweise einen Konflikt mit meinem Begehren (für eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Geschlecht) habe, und mir einrede, dass ich „nicht festgelegt“ bin, dann verwende ich die Idee der Fluidität zu Abwehrrzwecken. Und wenn ich fordere, dass wir uns die Kategorie des lesbischen Begehrens aus dem Kopf schlagen, weil Begehren fluide ist, dann empfinden manche Lesben das nicht ganz zu Unrecht als normative Setzung, die ihrer eigenen Erfahrung widerspricht. Ich denke, genau das ist bei Quindeaus Vortrag passiert.

MR: Bereits in eurem ersten Sammelband hattet ihr vor einem vorschnellen Durcharbeiten der Homosexuellenfeindlichkeit gewarnt und den „Schatten der offiziell

gewordenen Toleranz“¹¹ benannt. Auch andere Psychoanalytiker_innen kritisieren solch pseudoprogressiven Entwicklungen. Tjark Kunstreich¹² sprach jüngst davon, dass „eine breite Tendenz [...] [besteht], Anleihen bei anderen Theorien und Ansätzen zu machen“ in dem Bemühen, „[i]n einer Haltung scheinbarer Selbstkritik [...] mit anderen Konzepten die historischen, psychoanalytischen zu ersetzen.“ Auch hier findet sich die Problematisierung, dass sich libertär anmutende psychoanalytische Strömungen einer tiefergehenden Auseinandersetzung entziehen.

PH-L: Ja, das ist zwar nicht der psychoanalytische Mainstream, allerdings stehen wir mit unserer Haltung zur vorschnellen Einebnung von Differenzen und zu pseudoliberalen Lippenbekenntnissen nicht alleine da – oder ohne, dass auch hier von einer Einheit oder Einigkeit gesprochen werden kann. Zum Glück! Diese Haltung ist zumindest bei uns auch geprägt von der Beschäftigung mit Reiche, Dannecker – die nicht zuletzt eine bestimmte psychoanalytische Haltung meint, die nicht auf ein vorgefasstes Ziel ausgerichtet, nicht normativ ist und den Konflikt erstmal als solchen verstehen möchte, statt die darin unbehaglichen Elemente gleich eliminieren oder verkehren zu wollen.

MR: In eurem jetzigen Sammelband findet sich ein Gespräch von Patrick Henze-Lindhorst mit Manuela Kay, Journalistin, Autorin und Verlegerin, die sich während des Symposiums wiederholt zu Wort meldete. In diesem Interview spricht sie davon, wie sie als Heranwachsende von der Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse begeistert gewesen sei, da diese Homosexualität nicht als krank verstanden habe.

PH-L: Ja, das war ein sehr spannendes Gespräch, das ja daraus entstanden war, dass sich Manuela Kay mit einer deutlichen Kritik an der Tagung zu Wort meldete...

MR: In dem Interview fällt auch die Kritik, dass überwiegend heterosexuelle Frauen, die keinen Bezug zu lesbischem Leben und lesbischer Sexualität haben, auf eurem Symposium gesprochen hätten. Ein kritischer Einwand, dem ihr euch auch in eurem Sammelband stellt.

PH-L: Ich persönlich halte die sexuelle Orientierung von Autor_innen oder Referent_innen nicht als maßgeblich dafür, ob der Beitrag gut ist oder nicht. Allerdings sagt das auch Manuela Kay im Interview: Ihr ging es, so wie ich sie verstanden habe, eher darum, dass sie den Eindruck gewannen, der Großteil der Referent_innen habe keinen wirklichen Einblick in die lesbische Welt vorweisen können. Das wiederum ist, denke ich, unabhängig von der sexuellen Orientierung. Und ich würde sagen, dass das ein subjektiver Eindruck ist, anhand dessen man weiter diskutiere

ren kann – und den man am besten nochmal anhand der Beiträge in unsrem Sammelband diskutieren kann.

MR: Vereinzelt wird auch darauf verwiesen, dass die Auseinandersetzung mit lesbischen Lebensweisen und Sexualitäten eine Auseinandersetzung mit dem Weiblichen voraussetzt. Ich musste an einen Satz aus dem Editorial der aktuellen *Psychoanalyse im Widerspruch* mit dem Themenschwerpunkt Weiblichkeit denken, wo es in Bezug auf Weiblichkeit im psychoanalytischen Diskurs heißt: „Allerdings scheint der Zenit der Vorherrschaft des postmodernen Dekonstruktivismus überschritten und die alten Themen kehren zurück; wenn auch unter anderen Vorzeichen.“¹³

VP: Insgesamt würde ich sagen, dass es immer schwer ist, ganz lakonisch gesagt, einen Weg zwischen Diskurs und Materialität zu finden, also sowohl bei Männlichkeit wie auch bei Weiblichkeit. Aber ich habe den Eindruck, dass das bei Männlichkeit für wesentlich weniger Aufsehen sorgt und bei Weiblichkeit meint man dann das „Rätsel der Weiblichkeit“ enträtseln zu müssen. Das liegt mit Sicherheit an der noch immer wirksamen androzentrischen Theoriebildung. Sophinette Becker bezeichnete die bisherige psychoanalytische Theoriebildung zur Weiblichkeit als eine „einzige Männerphantasie“.¹⁴

MR: Aaron Lahl, Du setzt dich in einer Arbeit mit Freuds homosexueller Patientin Margarethe Trautenegg auseinander. Eine Fallgeschichte, die im psychoanalytischen Mainstream im deutschsprachigen Raum, im Vergleich zu Freuds anderen Fallgeschichten, verhältnismäßig wenig betrachtet wird.¹⁵ Welche Erkenntnisse waren dabei für dich von besonderem Interesse?

AL: Freuds Text von 1920 „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“, der von der viermonatigen Behandlung der jungen Trautenegg berichtet, ist ein Zeugnis der eben genannten ambivalent-vorsichtigen Haltung der frühen Psychoanalyse gegenüber der weiblichen Homosexualität. Einerseits begreift Freud darin die Homosexualität seiner Patientin als Entwicklungsstörung wegen stark frustrierter ödipaler Wünsche. Andererseits begegnet er dem Anliegen des Vaters, die Tochter „zur Norm“ zurückzubringen, mit distanzierter Ironie. Es war übrigens Freud, der die Behandlung abgebrochen hat. Definitiv eine verfehlte Begegnung, aber auch keine versuchte Konversionstherapie oder dergleichen.

Es steckt viel in dieser Fallgeschichte und noch mehr in dem ungemein bewegten Leben Trauteneggs. Sie ist fast 100 Jahre alt geworden, hat zwei Weltkriege mitbekommen, drei Suizidversuche überlebt, sich überall auf der Welt rumgetrieben und war immerzu besessen von

schönen Frauen (und manchmal auch von schönen Männern), mit denen es aber nie zu einer glücklichen Liebes- und Sexualbeziehung gekommen ist. Diana Voigt und Ines Rieder berichten davon in einem sehr lesenswerten biographischen Roman aus dem Jahr 2000¹⁶, der bislang allerdings in deutschsprachigen psychoanalytischen Kreisen nicht rezipiert wurde. Wahrscheinlich hängt das mit der romanhaften Form zusammen, die Zweifel gegenüber der Authentizität des Berichteten schürt. Nicht ganz zu Unrecht. Ich hatte das Glück, die Interviews, die die inzwischen verstorbenen Biographinnen mit Trautenegg geführt haben, lesen zu dürfen und rücke in meinem Beitrag ein paar Dinge zurecht. Anhand dieses Materials versuche ich auch ein paar von Freuds Thesen über seine Patientin neu zu beleuchten, insbesondere seine Behauptung, dass sie auf eine „männliche“ Art lieben würde.

MR: Victoria Preis, Du setzt dich in einem Beitrag mit der Psychogenese der Homosexualität auseinander und sprichst dich gegen einen grundsätzlichen Verzicht einer Beschäftigung mit der Psychogenese aus.

VP: Ja genau, ich denke, kurz gesagt, es ist wichtig, offen gegenüber dem Verstehen der gesamten Psychodynamik zu bleiben und denke, dass eine grundsätzliche Nichtbeschäftigung mit der Psychogenese eben dem Verstehen im Weg stehen kann.

MR: In einem Kommentar in eurem Sammelband spricht Torelli von „politisch unkorrekten Thesen und Positionen“ in ihrem Vortrag, Almut Rudolf-Petersen schreibt, dass es „politisch sinnvoll“ sei, die lesbische Sexualität zu erfassen und eure erste Publikation trägt den Untertitel „Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte“. Das Politische findet meines Erachtens auch in eurer aktuellen Veröffentlichung explizit und implizit immer wieder Einzug, in der Regel wird dabei von Aktivismus und (lesbischen und/oder feministischen) Aktivist_innen gesprochen. Dabei entsteht irgendwie ein Dualismus, es wird von Psychoanalytiker_innen auf der einen und Aktivist_innen auf der anderen Seite gesprochen. Diese stehen sich an vielen Stellen wie ein unversöhnlicher Gegensatz gegenüber. Esther Hutfless, eine prominente Vertreterin der queeren Psychoanalyse, hatte bereits 2018 dazu aufgefordert, das Psychoanalytiker_innen zu politischen Fragestellungen nicht schweigen sollten¹⁷. Kann oder darf Psychoanalyse (nicht) politisch sein? Und versteht ihr eure Publikation (auch) als ein politisches Buch?

VP: Jein. Ich finde das eine wirklich wichtige und schwierige Frage und da gibt es auch wieder verschiedene Ebenen. In gewisser Weise ist unser Buch ein politisches, da wir uns zu aktuellen Debatten und vergangenem Missstän-

den in der Psychoanalyse äußern und klare Positionen beziehen, z.B. die anhaltende Auseinandersetzung mit der vergangenen Homosexuellenfeindlichkeit fordern. Das ist, denke ich, schon politisch. Wir legen unseren Schwerpunkt dabei v.a. auf das Verstehen, etwa des schwierigen Verhältnisses von Psychoanalyse und lesbischer Sexualität, der Spannungen auf der Tagung usw.

Allerdings bin ich persönlich gegen ein z.B. politisches Empowerment in der klinischen Praxis. Denn auch hier geht es mir um eine Annäherung an das Unbewusste, also um ein Verstehen. Das kann natürlich empowernd im Ergebnis sein, aber sollte nicht von Anfang an das Ziel einer psychoanalytischen Behandlung sein. Ich sehe darin die Gefahr, dass meine persönlichen politischen Ansichten zu sehr drohen, den psychoanalytischen Prozess zu lenken, auch wenn sich das natürlich nie komplett vermeiden lässt. Aber wichtig ist mir, dass der Prozess offenbleibt. Insgesamt bin ich persönlich gegenüber politischen Äußerungen von Psychoanalytiker_innen oft skeptisch. Ich habe den Eindruck, dass es da manchmal zu einer Vermischung von klinischen und gesellschaftlichen Theorien und Begriffen kommt und dann finde ich es etwas plump.

MR: Der Wunsch nach einer weiterführenden Auseinandersetzung mit (lesbischer) Homosexualität und Psychoanalyse wird wiederholt in eurem Sammelband geäußert, eure Tagung – die erste zu diesem Thema im deutschsprachigen Raum – hat diese Auseinandersetzung angeregt. Daher: Wird eine Fortsetzung folgen? Ist ein weiteres Symposium geplant?

VP: Vorerst ist kein weiteres Symposium geplant. Die beiden Veranstaltungen haben thematisch gut zusammengepasst und es passt auch, an dieser Stelle erstmal einen Punkt zu machen. Natürlich gibt es zig weitere Themen um Sexualität, denen wir uns widmen könnten. Aber wir wollen uns alle derzeit erst mal auf andere Dinge – Promotionen und psychoanalytische Weiterbildung – konzentrieren, was aber nicht heißt, dass sich das in ein paar Jahre nicht auch wieder ändern kann.

Endnoten

- 1 Das Symposium fand am 17. und 18.01.2020 statt. Das Programm ist hier einzusehen: https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/veranstaltungen/symposium-psychoanalyse_und_lesbische_sexualitaet-programm.pdf.
- 2 Preis, V., Lahl, A., Henze-Lindhorst, P. (Hg.), 2021. Vom Lärmen des Begehrens. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Psychosozial Verlag, Gießen.
- 3 Henze-Lindhorst, P., Lahl, A., Preis, V. (Hg.), 2019. Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte. Psychosozial Verlag, Gießen. Eine Besprechung findet sich in: *Sexuologie* 26 (3/4), 204–207.
- 4 Freud, S., 1920. „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“. In: *GW XII. Imago Publ.*, London, 2005, 301.
- 5 Gissrau, B., 1997. Die Sehnsucht der Frau nach der Frau: Psychoanalyse und weibliche Homosexualität. dtv, München. Poluda, E.S., 2000. Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse. *Psyche* 54 (4), 322–353.
- 6 Gschwind, H., 2015. „Manif[est] Homos[exuelle] wären – einstweilen – grundsätzlich abzuweisen. Sie sind ja meist zu abnorm.“ Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Homosexualität. *Psyche* 69 (7), 632–637, 633.
- 7 Rauchfleisch, U., 1994. Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweise. Vorurteile. Einsichten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- 8 Psychodynamik lesbischer Sexualität reloaded. Vgl.: https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/veranstaltungen/symposium-psychoanalyse_und_lesbische_sexualitaet-programm.pdf
- 9 Gsell, M., Zürcher, M., 2011. Licht ins Dunkel der Bisexualität. *Psyche* 65 (7), 699–729.
- 10 Reiche, R., 1986/1990. Mann und Frau. Ein theoretischer Entwurf. In: Ders., *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 8.
- 11 Henze, P., Lahl, A., Preis, V. (Hg.), 2019. Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte. Psychosozial Verlag, Gießen, 12.
- 12 Kunstreich, T., 2020. Coming out, Coming in. Zu den Begriffen von Inversion und Homosexualität in der Psychoanalyse bis 1930. *texte psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik* 40 (2), 60–84, 82.
- 13 Gramatikov, L., 2020. Editorial. *Psychoanalyse im Widerspruch* 64 (2), 5–7.
- 14 Becker, S., 2002. Weibliche Perversion. *Z Sexualforsch* 15 (4), 281–301.
- 15 In dem Sammelband zu den Sigmund-Freud-Vorlesungen 2006, die unter dem Titel *Die großen Krankengeschichten* stattfanden, findet sich lediglich ein Beitrag von August Ruhs, der auf die Fallgeschichte eingeht. Vgl. Ruhs, A., 2008. Freud 1919: Ein Fall von weiblicher Homosexualität und gewisse Folgen. In: Diercks, C., Schlüter, S. (Hg.), *Sigmund Freud Vorlesungen 2006. Die großen Krankengeschichten*. Mandelbaum Verlag, Wien, 135–144.
- 16 Rieder, I., Voigt D., 2000. Heimliches Begehren. Die Geschichte der Sidonie C. Franz. Deuticke Verlag, Wien/München.
- 17 Hutfless, E., 2018. Warum Psychoanalytiker*innen politisch nicht schweigen sollten – Zum Verhältnis Politik und Psychoanalyse. <https://queeringpsychoanalysis.wordpress.com/2018/02/27/warum-psychoanalytikerinnen-politisch-nicht-schweigen-sollten-zum-verhaeltnis-politik-und-psychoanalyse>.

Autor_innen

Dr. Patrick Henze-Lindhorst, Psychologe und Geschlechterforscher, e-mail: info@patrick-henze.de
 Aaron Lahl, MA, Psychologe, Lehrbeauftragter an der IPU Berlin, Redakteur der Zeitschrift RISS, e-mail: aaron.lahl@ipu-berlin.de
 Victoria Preis, MA, Psychologin und Kulturwissenschaftlerin, Weiterbildung zur Psychoanalytikerin, e-mail: victoria.preis@ipu-berlin.de
 Maximilian Römer, M.Sc., Hartmut-Spittler-Fachklinik, Rubensstraße 125, 12157 Berlin, e-mail: maximilian.d.roemer@googlegmail.com